



Büchermarkt

Manuskript vom: **10.11.2000**

Stephen Fry

Columbus war ein Engländer

von Florian Felix Weyh

Aus dem Englischen von Georg Deggerich - Rowohlt Verlag, 395 S., DM 16,90

Eitelkeit ist keine Zier, verbreitet aber bei ihren Wirtstieren ein wohliges Gefühl. „Seht her“, scheint der mit Schönheit, Glück und guten Gaben reichlich Gesegnete zu sagen, „wie gut es mir geht! Euch könnte es auch besser gehen, würdet ihr meinem Beispiel folgen und herzeigen, mit was euch die Natur beschenkt hat!“ Das macht den nicht unbeträchtlichen Charme der Eitelkeit aus, ihr epidemisches Potential. Denn regiert irgendwo das unverhohlenen ausgestellte Glück des Eitlen, kann man daneben nicht in friedlicher Bescheidenheit koexistieren. Entweder man nimmt den Wettkampf auf, ein klitzekleines Stolz-molekül besitzt ein jeder, oder verläßt die Arena. Ganz anders tritt einem die Eitelkeit aus einem Buch entgegen. Abgelöst von sozialen Zusammenhängen, hält man das für gewöhnlich nicht sehr lange aus. Eitle Bücher sind lächerlich, ein fortgesetzter Monolog in einem leeren Fußballstadion, ohne daß der selbstverliebte Redner auch nur bemerkte, wie sich peu à peu die Zuhörer verflüchtigen.

Stephen Fry ist sehr eitel. Auf der nach oben offenen Oscar-Wilde-Scala für exzentrische Selbstverliebtheit nimmt er einen unverblühten Spitzenplatz ein, womit allerdings eine Seltenheitsgarantie verbunden ist, denn auf die Oscar-Wilde-Scala gelangt man nur als manierter, artifizierlicher und homosexueller Dandy. Seit den Tagen der Queen Victoria sind solche Menschen eigentlich ausgestorben oder von David Bowie über Boy George in die Popmusikbranche abgewandert, doch Fry ist ein Traditionalist: Er bleibt bei den klassischen Musen. Der leicht übergewichtige Schauspieler ringt wechselseitig auf Bühne, Leinwand und auf Papier um die Aufmerksamkeit der britischen Öffentlichkeit 96 wobei er sich nicht mit Beifall bescheidet. Nein, er sucht jene echte Wertschätzung, die sich im Skandal ausdrückt, auch jenseits der Vierzig möchte er auf den Ehrentitel „enfant terrible“ nicht verzichten. Nachdem er in seinen Romanen bereits die heikle Grenze zwischen pubertärem Schwulst und zarter Empfindsamkeit abgeschritten ist, bietet sich zu diesem Zweck die Autobiographie an. Fry, Jahrgang 1957, braucht vierhundert Seiten, bis er schreibenderweise seinen zwanzigsten Geburtstag erreicht. Ist das unbescheiden?

Related Links:

- ↪ Übersicht: Sendungen A-Z
- ↪ Das Literatur-Magazin im DeutschlandRadio
- ↪ Neues aus dem literarischen Leben
- ↪ Druckansicht

Auf alle Fälle ziemlich unverhohlen 96 und das macht bei der Lektüre Spaß. Denn dieser begnadete Selbstdarsteller nimmt kein Blatt vor den Mund, schildert in drastischer Offenheit seine homosexuelle Entjungferung im Knabeninternat, spießt die britische Rohrstock-Pädagogik auf, die noch in den sechziger Jahren glaubte, das längst verlorene Empire ließe sich als männliche Haltung in die Zöglinge hineinprügeln und dort konservieren. So ist auch der etwas seltsame Titel zu verstehen, „Columbus war ein Engländer“, als nationales Aufforstungsprogramm, Helden der westlichen Geschichte stammen eben stets aus Großbritannien - Punktum.

Die aufreibende Schulkarriere des kleinen Stephen, der überall durch Verhaltensauffälligkeiten bis hin zum Diebstahl in die Bredouille geriet, liest sich wechselseitig wie ein Bericht aus dem 19. Jahrhundert oder eine Art sexualisierte Harry-Potter-Fassung für Erwachsene. Fry beläßt es nicht bei der bloßen DCberlieferung seiner demütigenden Schulerfahrungen, immer wieder schweift ab, um in zugespitzten essayistischen Passagen die englische Klassengesellschaft zu attackieren. Dabei verkennt er keineswegs, daß er in jedem anderen Millieu frühzeitig mit sozialpädagogischen Mitteln auf Linie getrimmt worden wäre 96 das sichere Ende seiner Karriere als maliziöser Exzentriker. In der Hauptsache ist er ein Wunderkind, ein Hoch- und Frühbegabter, der alle herkömmlichen Raster sprengte und die darauf nicht vorbereiteten Institutionen in die schiere Orientierungslosigkeit trieb. Für solche Menschen hält die Gesellschaft zwei Orte bereit, die Stephen Fry wie sein Vorbild Oscar Wilde beide kennenlernte: das Gefängnis und den Kulturbetrieb. Hier liegt auch der Grund, warum man ihm seinen manchmal penetranten Narzismus nicht übelnehmen kann: Tief von Verzweiflung durchtränkt, ist er ein Ausdruck der kindlichen Hilflosigkeit, daß niemand sein wahres Ich erkannte. Diese gekränkte Kind wird ihn sein Leben lang nicht ruhen lassen, bis er es allen, wirklich allen gezeigt hat: Ich, Stephen Fry, bin der Beste! Und er ist wirklich nicht schlecht.